

Der Lübecker Volksbote erscheint jeden Nachmittags, außer an Sonn- und Festtagen. Der Abonnementspreis beträgt bei Lieferung durch den Boten frei ins Haus für die erste Julihälfte 10 000.— M. Einzelverkaufspr. 900 M.

Redaktion: Johannisstraße 46.

Fernruf 1905 nur Redaktion.  
1926 nur Geschäftsstelle.

# Lübecker Volksbote

Tageszeitung für das arbeitende Volk

Nummer 153.

Mittwoch, 4. Juli 1923.

30. Jahrgang.

## Völkerbundspolitik.

Die Hoffnungen auf ein Zerwürfnis zwischen England und Frankreich, von denen in gewissen deutschen Kreisen alles Heil für unser Volk erwartet wurde, sind durch eine Mitteilung der offiziellen Agentur der englischen Regierung schnell zerstreut worden. Tatsächlich denkt man in den maßgebenden Kreisen Englands nicht daran, das Bündnis mit Frankreich ohne weiteres aufzugeben und zu einer Sonderaktion in der Reparationsfrage zu schreiten. Auch in London ist man davon überzeugt, daß in erster Linie eine Bündnispolitik mit Frankreich im Interesse des Friedens liegt, den die englische Regierung, vor allem aber das Volk, will. Deshalb, auch trotz aller Enttäuschungen, die fortgesetzten Bemühungen, die sicherlich bestehenden Schwierigkeiten aus der Welt zu schaffen und den Weg zu einer Kompromißlösung zu finden. Nach allen bisherigen Verlautbarungen sieht die englische Regierung die Möglichkeit einer derartigen Kompromißlösung in grundsätzlichen Zugeständnissen an Frankreich in der Frage der Eisenbahnregie und der Sicherheiten an Rhein, deren Durchführung aber dem Völkerbund obliegen soll.

Schon die Tatsache, daß der gegenwärtige Völkerbund bei der Lösung des Ruhrkonflikts Mitbestimmungsrecht erhalten soll, muß in breiten deutschen Volkskreisen mißtrauisch wirken. Der Völkerbund, wie er heute ist, genießt in Deutschland kaum Vertrauen. Dazu hat er selbst beigetragen. Insbesondere die Entscheidung über die Grenzregulierung in Oberschlesien hat in Deutschland allgemein den Eindruck hervorgerufen, daß der gegenwärtige Völkerbund nichts anderes ist als ein Instrument, das sich bemüht, den französischen Machtbestrebungen in jeder Hinsicht gerecht zu werden. Auch die Behandlung der Saarfrage spricht dafür. Trotz aller Beschwerden unserer saarländischen Volksgenossen an den Völkerbundsrat herrscht an der Saar bis heute noch das System der Unterdrückung. Ein Land, das in seinem Kern deutsch ist, wird von Franzosen regiert, die sich über die Wünsche der Deutschen und deren Forderungen nach Recht und Gerechtigkeit bisher rücksichtslos hinweggesetzt haben. In Anbetracht dieser Verhältnisse ist es verständlich, wenn die Neigung des deutschen Volkes, Vertreter in den bestehenden Völkerbund zu entsenden, nicht groß ist und die Bestrebungen Frankreichs, Deutschland von dem Bund fernzuhalten, keine besondere Bestimmung hervorgerufen haben. Mit gutem Recht ist in unserm Land die Meinung vorherrschend, daß die Beteiligung Deutschlands an dem Völkerbund, wie er jetzt ist, für uns keine Vorteile bringt, sondern hauptsächlich eine neue finanzielle Belastung unseres Staats in sich schließt, da bekanntlich jeder Staat entsprechend seiner Größe zu den Kosten für die Verwaltung usw. beitragen muß. Grundsätzlich aber war die Mehrheit des deutschen Volkes einem Eintritt in den Völkerbund nie abgeneigt. Das trifft insbesondere auf die Sozialdemokratie

zu, die immer für einen Bund der Völker eingetreten ist, deren Agitation aber für dieses Ziel durch den nach dem Krieg entstandenen Bund der Völker, insbesondere aber dessen Maßnahmen äußerst erschwert worden ist.

Es ist begreiflich, wenn die englische Regierung in Konsequenz ihrer Politik jetzt deshalb Versuche anstrengt, den Völkerbund in gewissem Sinne zu reorganisieren, um ihn auch für die deutsche Bevölkerung schmackhaft zu machen. Die Besprechung der Saarfrage, die gerade in diesen Tagen vor aller Öffentlichkeit gegen die Absichten der französischen Regierung erneut in Genf vor sich geht, und die vorausgehende Entsendung des Lord Robert Cecil als Vertreter der englischen Regierung im Völkerbundsrat dürften als Einleitung der Reorganisationsbestrebungen zu betrachten sein. Ganz Deutschland würde einen Erfolg der Reorganisationsbestrebungen und eine Aenderung der Geistesverfassung des gegenwärtigen Völkerbundes anerkennen. Aber auch dann noch wird in der Stimmung der deutschen Bevölkerung gegenüber dem bestehenden Bund der Völker nicht geändert, wenn nach erfolgreicher Reorganisation der Versuch gemacht werden sollte, diesen Bund als Kontrollinstanz über deutsche Gebietsteile zu benutzen, ihm Hoheitsrechte zuzugestehen, die ausschließlich dem Deutschen Reich zuzukommen. Die Aufrechterhaltung der Eisenbahnregie im Westen Deutschlands und die Einlegung einer internationalen Gendarmerie als Sicherheit für Frankreich, die in England teilweise sogar in Arbeiterkreisen Sympathien finden soll, taften aber die deutschen Hoheitsrechte an. Keine deutsche Regierung wird derartigen Anstalten gerade bei der augenblicklichen Geistesverfassung des deutschen Volkes ihre Zustimmung geben können.

Immerhin dürfte die Mehrheit des Reichstages, wenn es notwendig ist, das Schicksal unseres Volkes einem Völkerbund anvertrauen, von dem sie gewiß ist, daß er im wahren Sinne des Wortes ein Bund der Völker ist, der vor allen Dingen die Hoheitsrechte jedes Staates achtet. Das letzte Angebot der deutschen Regierung gibt zu erkennen, daß man jetzt selbst in einem Teil der Kreise Deutschlands die Notwendigkeit der Erfüllungspolitik als gegeben ansieht, die bisher einer Widergutmachung feindselig gegenüberstanden. Geht man bei der kommenden Lösung von diesem Gesichtspunkte aus, — und das muß ein Völkerbund, der seinem Namen gerecht werden will, — dann läßt sich schon eine Lösung finden, die Deutschlands Recht zum Leben anerkennt, seine Hoheitsrechte achtet, schließlich aber auch den Völkern, die auf Reparationen bestehen, das gibt, was der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete erfordert und was im Rahmen der deutschen Leistungsfähigkeit liegt.

letzten Gebiet mit allen Mitteln entgegenarbeitete. Das sei schon im Interesse der leitenden Bevölkerung notwendig.

## Die Verkehrssperre im Ruhrgebiet.

S. W. Eiberfeld, 3. Juli.

Die Verkehrssperre wird überall streng durchgeführt. Der Kommandant in Böhwinkel hat die Stilllegung der Eiberfelder Schwebbahn, deren Endpunkt im unbefestigten Gebiet liegt, ab Dienstag mittags 12 Uhr verfügt. Verhandlungen sind bisher ohne Erfolg geblieben. Durch die Stilllegung der Schwebbahn wird der Verkehr im Wuppertal und im Bergischen Land vollständig unterbunden. In Hengsten dürfen nur Personen passieren, die aus dem unbefestigten Gebiet kommen und ins unbefestigte Gebiet wollen. Alle anderen werden in einer Blechhütte festgehalten und zurückgeschickt. Durch die neuesten Maßnahmen ist die Lebensmittelversorgung im Einbruchgebiet ernstlich gefährdet. Das trifft besonders für die Bezirke Effen und Gelsenkirchen zu. Der Regierungspräsident von Köln wurde bei dem englischen Kreisdelegierten vorgestellt, um eine mildere Handhabung der von den Franzosen erlassenen Verkehrsbestimmung, speziell für den Brückenkopf Köln zu erwirken. Der englische Kreisdelegierte jagte zu, einen entsprechenden Versuch zu machen und hat sich sofort mit den maßgebenden Stellen in London in Verbindung gesetzt. In London wird augenblicklich, wie uns von englischer Seite mitgeteilt wird, über die Angelegenheit beraten. Ein Resultat liegt noch nicht vor. Wie die Generalbetriebsleitung selbst mitteilt, soll der Verkehr Köln—Ohligs—Böhwinkel und der Verkehr Böhwinkel—Ohligs—Köln in Form eines Pendelverkehrs, wenn auch nicht planmäßig, aufrechterhalten werden. Berliner Post ist am Montag und Dienstag nicht eingetroffen. Zeitungen werden ebenfalls ins befestigte Gebiet nicht zugelassen. Das sozialdemokratische „Solinger Volksblatt“, das in Eiberfeld gedruckt wird, kann deshalb nicht erscheinen.

In Bottrop haben die Franzosen durch Plakatanschlag angeordnet, daß sämtliche Wirtschaften für die Dauer von 4 Wochen ab 3. Juli zu schließen sind, und die Straßenbahn ihren Verkehr für 14 Tage einzustellen hat. Der angebliche Grund hierfür ist ein Unfall eines französischen Kraftwagens, der in der Nacht vom 29. zum 30. Juni gegen einen auf einer Hauptverkehrsstraße am Bahnhof Bottrop-Nord liegenden Stein fuhr, wobei einige Insassen erheblich verletzt wurden.

Die Anzeigengebühr beträgt für die achtspaltige Zeile oder deren Raum 1600.— Mark, auswärtige 1800.— Mark, für Verammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 1200 M., für Reklamen 6000.— M.

Geschäftsstelle: Johannisstraße 46.

Fernruf 1926 nur Geschäftsstelle  
1905 nur Redaktion.

## Die Leiden der Ruhrbevölkerung.

Effen, 3. Juli.

Die Auswirkungen der über die Städte Duisburg, Mülheim, Oberhausen und Hamborn verhängten Sperre für Autos, Straßenbahnen und Fuhrwerke machen sich ganz außerordentlich drückend bemerkbar. Endlose Scharen müder Wanderer ziehen die staubigen Straßen entlang; der eine schleppt einen Sack Kartoffeln, der andere einen Sack mit Kohlen, andere schleppen Körbe voll Lebensmittel, andere mühen sich mit Maschinenteilen ab, unter deren Last sie fast zusammenbrechen und müde Kinder weinen. Es ist ein Zug des Jammerns. So müssen viele ihre Lasten gesundheitlichen Schäden sie dabei erleiden, wird erst die nächste Zeit lehren. Zahlreiche Personen, die am Sonnabend abend von der Verkehrsstrecke in Duisburg nichts erfahren hatten und nicht rechtzeitig den Heimweg antreten konnten, kletterten einfach, um sich nicht der Gefahr des Erschießenwerdens auszusetzen, bei fremden Leuten über die Zäune und baten für die Nacht um Obdach, was ihnen auch bereitwillig gewährt wurde. Auf Stuhndiehlen und Speichern übernachteten manchmal bis zu zehn Mann in einem Hause, um am frühen Morgen ihre mühselige Wanderung fortzusetzen.

## Deutschland soll die Ruhrkosten bezahlen.

Paris, 4. Juli.

Die französische Kammer hat gestern über die von Deutschland wieder zu vergütenden Zahlungen eine Diskussion angefangen. Laut Deuure sind in diese Rubrik auch die französischen Besatzungskosten für die Ruhr eingestellt. Aus dem Bericht über die Kosten der französischen Truppen im Rheinland und an der Ruhr geht hervor, daß bis 1922 die Besatzungskosten für das Rheinland 450 Millionen Francs betragen. Für 1923 waren ursprünglich vom Kriegsministerium 493 1/2 Millionen Francs angefordert worden. Bis jetzt hat die Regierung für die Besatzung bis Ende 1923 weitere Kredite im Betrage von 335 Millionen Francs angefordert. In dem Bericht heißt es: Die Zusatzausgaben sind wie die gesamten Zahlungen in erster Linie vorwegzunehmen. — Das Deuure fügt hinzu, daß sich all die produktiven Pfänder als sehr wenig einträglich erwiesen hätten, und daß bekanntlich die Alliierten die Auszahlung nicht teilen, daß sie für die belgisch-französischen Besatzungskosten aufzukommen haben.

## Die Franzosen vor Frankfurt a. M.

Frankfurt a. M., 3. Juli.

Gestern vormittag rückten die Franzosen in Richtung Frankfurt weiter vor. Die neue Grenze liegt jetzt unmittelbar vor den ersten Häusern der Stadt. Eine sechsköpfige Markrokkauerwache wurde auf dem ehemaligen Flugplatz positioniert. Zahllose Personen aus dem besetzten Gebiet, die sich in Frankfurt aufhielten, und nach Griesheim, Höchst und Mainz zurückwollten, wurde der Zugang verboten. Gegen 2 Uhr erschien ein französischer Offizier, der sämtlichen am Abperrungsgebiet Wartenden Durchlaß gewährte. Ob die Franzosen weiter vorrücken und welcher Zweck mit dem Vorrücken verfolgt wird, steht noch nicht fest.

## Wiedereröffnung der belgischen Kammer.

Brüssel, 4. Juli.

Die Kammer ist gestern wieder zusammengetreten. Präsident Brunnet eröffnete die Sitzung mit der Erwähnung des Erlösensanfalls auf der Hochfelder Rheinbrücke. Der Minister der nationalen Verteidigung Devez erklärte dazu, die Unterbindung des Atlantiks, welchem zahlreiche belgische Soldaten zum Opfer gefallen seien, werde energisch betrieben. Dann ergriff Ministerpräsident Theunis das Wort. Er erklärte, Frankreich will den nötigen Druck ausüben, bis Belgien seine Genehmigung erhalten habe. Belgien werde sich bemühen, die Entente in entscheidenden Fragen zu unterstützen. Das Programm der neuen Regierung sei mit Ausnahme der innerpolitischen Fragen, an deren Fortschritt Lösung jetzt gearbeitet werde.

## Der Berliner Streik vorerst vermieden.

Der Reichsarbeitsminister hat zur Vermeidung des in Berlin drohenden Metallarbeiterstreiks am Dienstag durch ein Sonder-schiedsgericht einen neuen Schiedspruch fällen lassen. Dieser Spruch legt für die Zeit vom 2. Juli bis einschließlich 8. Juli den Lohn in der Klasse I auf 9000 Mark fest.

Alle übrigen Klassen werden im gleichen Hundertlag erhöht. Die Akkordarbeiter erhalten zu der Akkordbasis der Klasse I 3800 Mark, einen festen Stundenzuschlag in der Höhe der Differenz zwischen Akkordbasis und dem Höchstlohn der Klasse I. Die Familienzuschläge sind für die Ehefrau 250 M. pro Stunde, für jedes Kind unter 14 Jahren 500 M. pro Stunde. Für die Zeit vom 24. Juni bis einschließlich 1. Juli wird auf den Schiedspruch, der in der Klasse I einen Lohn von 6500 M. zubilligte, den Arbeitern sofort ein Vorzuschuß ausbezahlt. Die Arbeiter über 21 Jahre sollen 40 000 M. und die Arbeiterinnen und Arbeiter von 18 bis 21 Jahren einen Vorzuschuß von 30 000 M. erhalten. Dieser Vorzuschuß wird nicht zurückgezahlt.

Die Funktionäre des Deutschen Metallarbeiterverbandes werden diesen Schiedspruch voraussichtlich annehmen, so daß der Streik wenigstens vorerst vermieden wird.

## Der Papst gegen Sabotageakte.

Der Papst hat durch seinen Kardinalstaatssekretär die deutsche Reichsregierung indirekt auffordern lassen, sich mit mehr Entschiedenheit gegen die Sabotageakte im Ruhrgebiet zu wenden. Sicherlich ist diese Aufforderung des Vatikans nicht ohne triftigen Grund ergangen und vielleicht wäre sie unerblieben, wenn in Rom nicht Anhaltspunkte dafür vorlägen, daß die deutsche Regierung in dem Kampf gegen die Aktivistin bisher vieles unterlassen hat. Sicherlich aber hat die indirekte Aufforderung des Papstes ihren Grund darin, Frankreich erneut seinen Willen zur Objektivität zu zeigen. Daß überhaupt die französische Bestimmung über den Papstbrief nicht ohne Eindruck auf den Vatikan vorübergegangen ist, geht aus einem Brief hervor, den der französische Kardinalstaatssekretär Dubois an einen französischen Abgeordneten gerichtet hat und der einer Erläuterung des Papstbriefes gleichkommt. U. a. heißt es in dieser Erläuterung, daß der päpstliche Brief nichts enthalte, was den französischen Patriotismus verletzen könnte. Mit dem gleichen Recht kann ein deutscher Erzbischof behaupten, daß der Brief des Vatikans den deutschen Patriotismus nicht verletze. In der Logik läuft das darauf hinaus, daß sowohl Deutschland wie Frankreich den vom Papst vorgeschlagenen Weg zur Lösung des Ruhrkonflikts beschreiten können. Nach einer Erklärung des Kanzlers ist Deutschland dazu bereit. Poincaré aber hat bisher nicht daran gedacht, sich der Gerechtigkeit zu befleißigen, die der Papst empfohlen hat.

Der päpstliche Nuntius Pacelli wird dem Reichskanzler heute einen Besuch abtun. Nach dem Lokal-Anzeiger handelt es sich offenbar um die Übermittlung des Auftrages, den Kardinalsekretär Gasparri an Pacelli gegeben habe, bei der Reichsregierung vorstellig zu werden, daß die Sabotageakte gegen die Einbruchsmächte aufhören sollen. Der Berl. Lok.-Anz. bemerkt in seiner politischen Unschuld dazu: Es ist zu bemerken, daß die Reichsregierung auf das Anhören lokaler Sabotageakte wenig Einwirkungsmöglichkeiten haben dürfte. Wir sind dagegen der Meinung, daß bei einigermaßen gutem Willen der Bande, die Deutschland immer mehr ins Verderben stürzte, längst hätte der Verzicht gen. werden können.

Der Oberpräsident Gronowski hat sich mit einer Reihe von Herren nach Berlin begeben, um bei der Reichsregierung dahin vorstellig zu werden, daß sie den Sabotageversuchen im be-

# Reichstag.

373. Sitzung.

Dienstag, 3. Juli, nachmittags 4 Uhr.

Der Reichstag genehmigt zunächst ohne Debatte ein deutsch-portugiesisches Handelsabkommen, und die Verlängerung des Handelsabkommens mit Spanien und nimmt die Resolution zum Reichsbeamtengesetz über Zurückziehung eines eingeleiteten Disziplinarverfahrens in allen 3. Lesungen an.

Bei der Fortsetzung der Besprechung der sozialdemokratischen Interpellation über das Fachsenbach-Urteil begründet Abg. Dr. Bell (Ztr.) zunächst einen Antrag seiner Partei, die Reform des Strafrechts möglichst zu beschleunigen und dadurch eine völlige Rechtsvereinheitlichung in strafprozessualer Beziehung herbeizuführen. Zur Interpellation selbst führte er aus: Gerichtsverteilung sind nicht so langsam, daß sie von der Volkvertretung nicht kritisiert werden dürften. Selbst wenn man sich in die Gedankenengänge der erkennenden Richter verleiht, muß auch ein Laie erkennen über die Höhe des Strafmaßes und die Urteilsgründe. Erforderend wäre der Gedanke, daß die drei Angeklagten die 3. Jahre im Zuchthaus abtun müßten. Der Fachsenbach-Prozess hat alle Mängel der Volksgerichte erkennbar gemacht. Mit dem Reichsjustizminister im Hinblick auf die in strafprozessualer Beziehung eingetretenen Veränderungen, ehe das Verfahren gegen Fachsenbach eröffnet wurde. Das Mißtrauen, das gegen die deutsche Rechtsprechung unlosbar besteht, richtet sich ganz besonders gegen die Volksgerichte. Nach dem der Reichsjustizminister erklärt hat, daß die Verletzung vor Einleitung des Verfahrens eingetreten war, liegt ein öffentlich-rechtlicher Beschluß des Gerichts mit 33 Jahren Zuchthaus vor. Reichsregierung und Reichstag müssen sich daher zusammenschließen, um dieses Unrecht wieder gutzumachen. Man soll nicht erst ein Gnadenbuch und ein langwieriges Gutachten des Oberlandesgerichts abwarten, sondern die Urteile sofort unversichtlich freilassen. (Schluß im Zentr. und links.)

Abg. Dr. Straßmann (D.N.): Ich muß mich gegen die Vermischung von Politik und Parlament verwahren; das wäre ein Mißbrauch in die alte Kabinettslehre. Der republikanische Richterstand, der gegen das Fachsenbach-Urteil protestiert, erhebt die politische Geltung zum Prinzip der Rechtsprechung. (Lebhafter Widerspruch links.) Das Fachsenbach-Urteil ist kein Rechtsurteil, aber es ist zu beachten, daß die bayrische Regierung die Möglichkeit zu einer Nachprüfung der gegen das Urteil vorzubringen. Einmalige Gründe hat. Parteipolitische Leidenschaft verleiht nicht in die Rechtsprechung.

Abg. Dr. Kahl (D.N.): Das Recht des Reichstages zur Kritik des Fachsenbach-Urteils ist unbestreitbar, denn der Reichstag ist auch Hüter der Rechtsordnung. Gegen Straßmann und Straßer hat sich aus persönlichen Gründen eine große Bewegung geltend gemacht. Ein offener Rechtsbruch läßt sich aber nicht stillschweigen. In die Justizpolitik Bayerns dürfen wir nicht eingreifen. Rüge reicht nicht als einseitige Strafrechtsreform zustande kommen. — Abg. Strauß (D.N.): Der Unterwiesing des Reichstages ist bei der Prüfung der außerordentlichen Verfügungen des Urteils in keiner Weise in der Lage, die Überzeugung zu gewinnen, daß die außerordentlichen Verfügungen richtig sind. Nach weiteren Ausführungen des Reichsjustizministers und der Abgeordneten Thomas (Komm.) und Ledebour (Unabh. Soz.) erhebt der Schlußwort.

Abg. Dr. Kahl (D.N.):

Die heutige Erklärung des Reichsjustizministers kann den Eindruck nicht vermeiden, daß er persönliche Verhältnisse in Betracht zieht. Bedauerlich ist, daß die bayrische Regierung Fachsenbach nicht sofort begnadigt. Ich habe mich nie ein Urteil gefeilt, das so voll eiller Gerechtigkeit ist. Was liegt mehr daran, daß die Urteile Fachsenbachs aufgehoben werden, als die Straffreiheit wegen Verjährung. Wenn im Falle Fachsenbach dem Kahl nicht Genüge geschieht, könnte dieser Prozess leicht für Deutschland beschick werden, was der Prozess-Fachsenbach für Frankreich geworden ist ein Grenzstein, an dem sich das alte und neue Deutschland scheiden und an dem die Souveränität und Unabhängigkeit des Rechts. (Lebhafter Widerspruch links.)

Nach einstimmiger Annahme des Zentrumsantrages und nach längerer, von den Deutschsozialisten hervorgerufenen Heftigkeit, beschloß der Reichstag am 3. Juli um 12 Uhr auf Mittwoch nachmittags 2 Uhr: Kleine Verlagen.

## Verhinderung des wertbeständigen Lohnes.

Der Reichstag genehmigt am Dienstag nachmittags die Verhandlungen über die Einwirkung des wertbeständigen Lohnes zu Ende geführt werden. Am Dienstag nachmittags erklärte die Arbeitgeberseite, daß sie am Dienstag keine Zeit hätten. In Wirklichkeit sind die Arbeitgeberverbände in der Behandlung der für die Arbeiterschaft so wichtigen Frage nicht einig. Die Reichsregierung sieht dieser Unentschiedenheit der Arbeitgeber nicht nur insofern zu.

sondern übt sich in ganz hervorragender Weise in der gleichen Eigenschaft. Insbesondere das Finanzministerium, das an einer Regelung als Arbeitgeber wesentlichen Anteil hat, nimmt eine unklare Haltung ein, die sich beim Gesamtministerium wieder spiegelt. Ein ständiger Wechsel der Meinungen ist an der Tagesordnung, nichts verspürt man von einem politischen Willen, in der wichtigen Frage richtunggebend einzugreifen. Daß dieser Zustand für Deutschland zur innen- und außenpolitischen Gefahr werden muß, liegt auf der Hand. Vom innenpolitischen Standpunkt aus wird sich die Arbeiterschaft die Unentschiedenheit auf Seiten der Regierung der Arbeitgeber nicht mehr lange ansehen. In außenpolitischer Hinsicht bedeutet das Verhalten der Regierung und der Arbeitgeber eine Zermürbung der Abwehrfront an der Ruhr. Der Blick der gesamten deutschen Arbeiterschaft ist auf das Ergebnis der Verhandlungen über die Wertbeständigkeit der Löhne gerichtet. Statt dem Rechnung zu tragen, ereifern sich die Arbeitgeber in Uneinigkeit, die regelmäßig zur Einigkeit wird, wenn es ans Steuern zahlen geht und die Regierung schlägt sich dem durch Tatenlosigkeit an. — Die Verhandlungen mit den Arbeitgebern sollen nun am Donnerstag unter dem Vorsitz des Reichsarbeitsministers zu Ende geführt werden.

Unsere Reichstagsfraktion wird in keine Vertagung des Reichstages willkürlich, ehe die Frage des wertbeständigen Lohnes gelöst ist.

## Um den Nationalfeiertag.

Die Ablehnung der Vorlage über den Nationalfeiertag von der Tagesordnung der Montagssitzung des Reichstages hat bei den republikanischen Verbänden die Befürchtung geweckt, daß der Gelegenheitsvorwurf vor den Reichstagsferien nicht mehr verabschiedet und der 11. August, der Jahrestag der Weimarer Verfassung, auch in diesem Jahre nicht als offizieller Feiertag begangen wird. Das Präsidium des Deutschen Republikanischen Reichsbundes hat an die verfassungstreuen Parteien den Wunsch gerichtet, noch vor den Ferien die Vorlage zu verabschieden. Sollte diese Mahnung keinen Erfolg haben, so will der Reichsbund durch die ihm angeschlossenen großen wirtschaftlichen und kulturellen Organisationen einen Volkseinstich über den Nationalfeiertag herbeiführen. Die nötigen Vorbereitungen dazu sind schon getroffen.

## Die Mörderclique.

München, 3. Juli. (Eig. Drahtber.)

Die Erhebungen in dem Verfahren über die Ermordung des Studenten Karl Saur aus Wismar haben nach Mitteilung der Staatsanwaltschaft außer der Festnahme des Studenten August Wengeler noch zur Verhaftung der beiden Brüder Johann und Ernst Berger aus München geführt. Es handelt sich um die Brüder Berger, geborene Deutsch-Böhmen, die im Hochverratsprozess Fuchs-Machhaus eine Rolle gespielt haben. Hans Berger gehört bekanntlich zu den Angeklagten wegen Beihilfe zum Hochverrat. Beide Brüder sind Gründungsmitglieder und Hauptangehörige des Blücherbundes und entwickelten als solche eine große Aktivität. Hans Berger, der Ältere der beiden Brüder, ist der Leiter und militärische Führer der Kreisstelle München des Bundes und war nach den Ergebnissen des Prozesses einer der Haupttreiber für ein baldiges Loslösen. Deshalb fand er auch bei Machhaus in besonderer Gunst. Die Verhaftung der beiden Brüder in der Mordjache Saur kommt überraschend, da die bisher bekannt gewordenen Zusammenhänge innerhalb der Münchener nationalaktiven Szene nach dieser Richtung bisher nicht die geringsten Anhaltspunkte gegeben hatten. Etwas auffallend war allerdings die Sympathie für Berger, die aus den Auslagen des Dr. Ruge zum Vorschein kam.

## Die Ursprünge der bayrischen Reaktion.

Veröffentlichungen des Majors Manz.

München, 3. Juli. Die bayrische Geschichte der letzten Jahre erhält durch einen Brief, den der wegen seiner Unbedenklichkeit beim Hochverratsprozess Fuchs und Genossen von der politischen Rechten Kaiser angeforderte Major Manz veröffentlicht. Daraus geht hervor, daß im November 1918 ein Kreis von Offizieren in München, zu denen auch Manz gehörte, beschloß, die Republik zu verhindern.

Wittelsbach wieder in den Sattel zu heben. Der Versuch war aber erfolglos, da der Prinz nicht aufzufinden war und übrigens die nötige Anzahl Monarchisten fehlte.

Von besonderem Interesse ist jener Teil des Briefes, der Aufschluß gibt darüber, wie die Pläne zum Kapp- und Putsch in Bayern eingefädelt wurden. Major, der damals Chef des Nachrichtenbureaus im Gruppen-Kommando 4 (München) war, traf im Februar 1920 den Kapp und auch den Wittelsbach mit seinem Stabschef Oberstleutnant in München. Kapp währte auf Veranlassung seines Freundes Warnehen den Dr. Heim kennen zu lernen, ein Wunsch, den Manz nach Regensburg weitergab. Was aus diesen Dingen dann geworden, geht aus dem Briefe nicht hervor. Dagegen bringt er Aufklärung, wie in jener denkwürdigen Nacht vom 13. auf den 14. März 1920 der Sturz des Ministeriums Hoffmann herbeigeführt wurde. Danach erschien am 13. März um 12 Uhr nachts beim General M ö h l, dem damaligen Kommandeur der bayrischen Reichswehr, eine Abordnung, darunter Herr v. Kahr und Herr B ö h n e r. Nach Beendigung der Sitzung erhielt Major Manz den Auftrag, sofort dem Ministerpräsidenten Hoffmann den Besuch der gleichen Herren, die bei M ö h l waren, anzukündigen. Der Besuch erfolgte dann, kurz darauf ein zweiter vor dem Ministerpräsidenten. Unter diesem Druck verantwortlicher Männer mit machtpolitischen Gewicht verzichtete Hoffmann auf weitere Amtieruna.

Die Umstände, die Kahr zur Ministerpräsidentenschaft verhalfen, sind nicht neu. Die politische Bedeutung des Briefes liegt darin, daß er eine öffentliche Bestätigung dessen ist, was unsere damals als bayrische Minister amtierenden Genossen mitgeteilt haben und was von interessierter Seite entweder mit Stillschweigen übergegangen oder sogar bestritten worden ist. Notwendig erscheint eine Aufklärung der Zusammenhänge, die damals zwischen Kapp, Dr. Heim und M ö h l bestanden und die offenbar die Grundlage bildeten für den Erfolg des gewalttätigen Verfassungsbruches im Jahre 1920.

Verbot des Terminhandels mit Devisen und Edelmetallen. Durch eine neue Rotterordnung des Reichspräsidenten wird der Terminhandel mit Devisen und Edelmetallen verboten.

Einpruch gegen das Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten beifolgt der Reichsrat mit 48 gegen 13 Stimmen bei drei Enthaltungen zu erheben und zwar wegen der Bestimmungen über Kursfälschung und über Kostenanteil des Reichs.

Der Kampf gegen Kinder. Aus Bochum wird berichtet: Die für gestern vorgesehenen Transporte von Ruhrkindern ins unbefestigte Gebiet und ins Ausland wurden an der Grenzstation von den Franzosen zurückgewiesen.

Die vom Reichsarbeitsminister eingeleiteten Verhandlungen zur Vermeidung des in Berlin drohenden Metallarbeiterstreiks waren am Montag abend 8 1/2 Uhr noch nicht beendet. Der Vertreter der Metallarbeiter forderte in den Verhandlungen eine Erhöhung des Stundenlohnes für die letzte Juniwoche auf 8500 Mk., ferner die zweimalige Lohnauszahlung in der Woche. — Es ist zu erwarten, daß noch im Laufe des Abends eine Einigung zustande kommt, sodaß der Streik vermieden wird.

## Öffentliche Regelung der Saarfrage vor dem Völkerverbund.

Genf, 2. Juli.

Heute vormittag 11 Uhr trat der Völkerverbund zu seiner ersten Sonder Sitzung zusammen. Die Sitzung, die nicht öffentlich war, galt der Festsetzung der Tagesordnung. Vor allem entspann sich eine lebhafte Diskussion darüber, ob die Saarfrage öffentlich oder geheim verhandelt werden soll. Während der englische Delegierte, Lord Robert Cecil, für die Öffentlichkeit der Verhandlungen eintrat, war der französische Delegierte, Hannotaux, aus leicht erklärlichen Gründen stark dagegen. Die Entscheidung über die Öffentlichkeit oder Nichtöffentlichkeit wurde auf den Nachmittag verschoben.

In der Nachmittags Sitzung ist dann aber doch der Antrag Cecils auf Öffentlichkeit der Verhandlungen durchgebrungen. Die Saarfrage wird demgemäß morgen zum ersten Male in öffentlicher Sitzung behandelt werden.

## Die Erschaffung des Weibes.

Eine indische Legende. Erzählt von Max Haas.

Als, am Anfang, Iwaoktri zur Erschaffung des Weibes kam, fand er, daß er keine Stoffe für die Herstellung des Mannes vorrätig hatte und keine solchen Elemente mehr übrig geblieben waren. Und so verlor er in tiefen Sinnen, um aus derartiger Verlegenheit herauszukommen. Und endlich wachte er sich auf, und sah, daß er eben nicht Iwaoktri gewesen.

Er nahm die Rundung des Mondes und die Windungen der Schlingpflanzen, nahm die Schmieglamkeit der Hanke und das Zittern des Grases, die Schlantheit des Schilfrohrs und die Weiche der Haare, das Schwanken der Blätter und die Verjüngung des Eisenrostes, die Weiche des Rahes und das Schwärzen der Rinden, die Freude der Heiterkeit des Sonnenlichts und das Weinen der Wolken, die Veränderlichkeit des Windes, die Juchselkeit der Felsen, die Stille des Wassers, die Weiche der Papageienbrust, die Härte des Diamanten, die Härte des Honigs, die Granatheit des Tigers, die Schmieglamkeit der Krage, die Härte des Schnees, die Schwärzlichkeit des Hölzern, das jähliche Gurren der Taube, die Heuchelei des Kranichs und die Treue des Hundes.

Und als er alles dies zusammengelesen hatte, erlöset er das Weib und gab es dem Manne.

Aber nach einer Woche kam der Mann zu ihm und sagte: Herr, das Weib, das du mir gegeben hast, magst mein Leben elend. Es ist mir unruhig und ermüdet mich mehr als ich ertragen kann. Es läßt mich niemals allein. Es verlangt ständige Aufmerksamkeit, nimmt mir alle Zeit, geht über jede Möglichkeit und ist immer müde. Und so bin ich gekommen, daß du mir das Weib, das Weib, wieder zurückgibst, weil ich nicht mit ihm leben kann!

Der Gott Iwaoktri hatte dem Mann aufmerksam zugehört. Gewiss, das Weib sollte nicht gegen den Willen und zur Qual des Mannes mit ihm vereinigt sein.

Und so nahm der Gott Iwaoktri das Weib wieder zurück.

Aber nach einer Woche kam der Mann wieder und sagte: Herr, ich finde, daß mein Leben elend ist, weil ich dir jenes Weib zurückgegeben habe. Ich erinnere mich, wie das Weib mich zu küssen und zu singen pflegte, und wie es mich aus einem Kesselnessel durchsicht anhat und mit mir spielte und ich mit ihm spielte. Und ich erinnere mich, wie ich nach dem Weib und es mir zurückgegeben und mich zu beruhigen.

Und so bitte ich dich denn, o Herr, gib mir das Weib wieder heraus.

Und der Gott Iwaoktri hatte den Mann wieder aufmerksam angehört. Und er dachte sich: Siehe, dieser Mann verlangt nach dem Weib, welches ich für ihn erschaffen habe — also soll er es haben!

Und er gab dem Manne das Weib heraus. Aber nach drei Tagen kam er wieder zum Gott und sagte entschlossen: Herr, nun bin ich endgültig im Klaren! Das Weib, das du mir gegeben hast: es bereitet mir, alles in allem, mehr Verdruß als Vergnügen! Darum, o Herr, nimm es wieder zu dir und behalte es bei dir! Ich will es nicht wieder verlangen!

Aber Iwaoktri fuhr auf und schrie, daß der Himmel beste: Hör mir die! Himmel! Kein Wort weiter! Du mußt lernen mit dem Weib auskommen wie du mit dem Weibe auskommen kannst! Schah!

Darauf erklärte der Mann, verzweifelt: Ich kann nicht mit ihr leben!

Daß der Gott Iwaoktri ergänzte: Noch kannst du ohne sie leben!

Und wendete sich vom Manne ab und ging seinem Werke nach. Und der Mann hand wie vom Schläge gerührt und überdachte kein Gedank. Und fragte sich vor einer unerbittlichen Aufgabe: Was nun?

Und diese Frage mußte sich der Mann auch heute noch, wenn er an die Frau denkt, die ihm der Gott Iwaoktri gegeben hat. Denn, wahrhaftig, er kann nicht mit ihr leben — und ohne sie kann gar nicht.

## „Albert Ballin.“

In der nächsten Woche wird, so schreibt das „Hamb. Echo“, die Hamburg-Amerika-Linie einen neuen Dampfer über das Meer schicken, der den Namen des Mannes trägt, mit dem die Geschichte der Hanse unauflöslich verbunden ist. Der „Albert Ballin“ ist ein 22 000 Brutto-Registertonnen Raumgehalt zuziehendes größtes Schiff, das die Hamburg-Amerika-Linie, sondern der deutschen Handelsflotte überhaupt. Seine Länge über alles beträgt 181,2 Meter, seine Breite über die Spanten 22,19 Meter, seine Seitenhöhe bis zum Bug 24,30 Meter. Vollbeladen hat er einen Wasserverbrauch von 25000 Meter. Die Schiffsgehwindigkeit stellt sich auf 15 1/2 Seemeilen in der Stunde, so daß der Dampfer die Reise Hamburg-New York in etwa 10 Tagen auszuführen vermag. Das sind nicht die Größen- und Geschwindigkeitsverhältnisse der Kriegsschiffe, aber die Hamburg-Amerika-Linie hat dem neuen

Dampfer etwas anderes mitgegeben: alle Erungenschaften, nicht nur die, die die fortschreitende Technik liefert, sondern vor allem auch die, die sich aus der Entwiklung der deutschen Kunstgewerbes ergeben. Der „Albert Ballin“ kann deswegen getrost als ein hervorragendes Werk deutscher Schiffbaukunst und deutschen Arbeitseifers, der sich ja nicht nur in der Quantität, sondern vor allem auch in der Qualität äußert, angesprochen werden.

Die äußere Form des Dampfers ist sehr repräsentabel. Zwei riesige Schornsteine, die aber in den hohen Decksbauten fast verschwinden, erheben sich über fünf durchlaufende Decks. Auffällig sind die Ausbuchtungen des mächtigen Rumpfes, die sogenannten formstabilen Anschwellungen nach dem System Dr. Körster. Sie sind auf dem „Albert Ballin“ zum erstenmal kombiniert mit den französischen Schlingentanks und dämpfen die vom Seeegang herrührenden Schlingerbewegungen des Schiffes in sehr erheblichem Maße. Der ruhige Gang des Schiffes, der durch diese Einrichtung gewährleistet wird, ist das beste Mittel gegen die Seefrankheit. Zum Antrieb des Dampfers dienen zwei gleichgroße, von einander unabhängige Turbinenanlagen, die aus je vier Vorwärtsturbinen mit zwei eingebauten Rückwärtsturbinen, die durch ein Rädergetriebe auf die zugehörige Welle wirken, bestehen. So wird eine Leistung von 13000 Pferdestärken erzielt. Die Gesamtgeschwindigkeit — natürlich Oeffeneruna — beträgt 3000 Quadratmeter.

Die größte Aufmerksamkeit erfordert aber wohl die Innenausstattung, bei der ganz neue Wege beschritten wurden. Es ist hier nicht der Platz und wir haben auch nicht die Aufgabe, alle die zahlreichen Einrichtungen im einzelnen zu schildern, die der Bequemlichkeit der Passagiere dienen. Klasse dienen, aber wir wollen darauf hinweisen, daß der oft überladene Brunn der Vorkriegszeit einer gediegenen und vornehmen Einrichtung Platz gemacht hat. Durch Zusammenwirkung von deutschen Künstlern und den ausführenden Firmen ist eine Wirkung erzielt, die wir als bahnbrechend bezeichnen möchten. Anwendung von Ritz — und sei er auch noch so verbrämt — bedeutet viele Neuerung, zu deren mutigen Inangriffnahme die führenden Männer der Hamburg-Amerika-Linie nur beflusst werden können. Nicht nur in der ersten und zweiten Klasse, sondern auch in der dritten Klasse ist durch gute Formgebung und gutes Material eine große Wohlfühlbarkeit und Behaglichkeit geschaffen. Sollen wir noch aufzählen, daß der Dampfer alles an Bord hat (selbst die Einrichtungen für Klimaanlagen für Reisende aller Klassen), was der Zerstreuer der Jahrgänge dient, um darzutun, daß er würdig ist des Namens „Albert Ballin“? Wir freuen uns, feststellen zu können, daß nicht nur für die Passagiere, sondern auch für die Befragung gute Unterstände geschaffen sind.

# Ein geschichtlicher Großkampf.

Wir stehen mitten in wirtschaftlichen Auseinandersetzungen, über deren Tragweite und Ausgang heute niemand in prophäzeien wagen wird. Die Arbeiterschaft wie überhaupt alle, die auf Papiermarkenintentionen angewiesen sind, werden durch Zusammenbruch unserer Währung in die Verzweiflung getrieben.

Das deutsche Volk kennt heute die Schlägen an diesem Zusammenbruch. Die kurzfristige und verblende Politik der Besiegten und ihrer Vertreter im Parlament und der Regierung haben bewiesen oder aus schwächmütiger Unentschlossenheit die Finanzpolitik des Reiches zu einer in der Geschichte beispiellosen Schuldenwirtschaft gemacht. Unter diesen Umständen mußte unsere Währung zusammenbrechen.

Dieser Zusammenbruch bedeutet auf der einen Seite eine ungeheure täglich wachsende Verelendung, auf der anderen Seite eine wirtschaftliche Machtenwidlung, die in ihren folgenden Fingern den gesamten städtischen Mittelstand, die Arbeiterschaft, die Beamten und alle geistigen Berufe erdrückt.

Aber nicht allein dem Staate gegenüber verweigern die am Zusammenbruch der Mark sich Berechtigenden die Erfüllung der elementarsten Staatsbürgerpflicht, sie verweigern gleichzeitig der Arbeiterschaft die Möglichkeit, durch einen auskömmlichen Lohn sich selbst zu erhalten und wirtschaftliche Werte zu schaffen. Eine Woche bereits streifen in Berlin die Holzarbeiter, die Metallarbeiter Berlins stehen unmittelbar vor einem Kleinstkampf, der eine ungeheure wirtschaftliche Erschütterung mit sich bringen muß. Bei der unerträglich gewordenen Lage, in der sich die gesamte Arbeiterschaft befindet, ist nicht voranzusehen, welche Wellen dieser Kampf schlagen wird.

Die Metallarbeiter werden gewiß nicht um einen Stundenlohn kämpfen, dessen tragwürdige Bedeutung mit jedem Tage zusammensinkt. Es handelt sich für die Metallarbeiter wie für die Arbeiterschaft im weitesten Sinne überhaupt nicht um einen angeblich höheren Lohn, sondern um die eheliche Bezahlung eines tariflich vereinbarten Lohnes. Die grenzenlos wachsende Teuerung hat auch alle Lohngrenzen verschoben, so es ist überaus unmöglich gemacht, Lohnregelungen in der bisherigen Weise vorzunehmen.

Vor kaum zwei Wochen gestanden selbst die Vertreter der Berliner Metallindustriellen einen Stundenlohn von 6500 Mark zu. Dieses Jugendstündchen ist jedoch in unbegreiflicher Verkünderung wieder zurückgezogen worden. Heute wird es keinen einsichtigen Menschen geben, der diesen Lohn noch als ausreichend anerkennt wird. Und doch hat sich ein vom Reichsarbeitsministerium selbst eingeschicktes Schiedsgericht gefunden, um als Spitzenlohn 6000 Mark festzusetzen! Der Reichsarbeitsminister mag persönlich ein wohlmeinender Mensch sein, wir sagen aber, wie solche Entscheidungen in Einklang zu bringen sind mit den wiederholten Regierungserklärungen, daß die Löhne der Teuerung angepaßt werden müssen?

Am Montag wird im Reichsarbeitsministerium ein letzter Versuch gemacht werden, einerseits um den Kampf der Metallarbeiter zu verhindern, andererseits um darüber hinaus unser gesamtes überlebens und unmöglich gewordenen System der Lohnregelung auf eine neue Grundlage zu stellen. Nach der Haltung der Unternehmervertreter in der Zentralarbeitsgemeinschaft ist es offenbar, daß die Industriellen den Lohnbetrag mit allen Mitteln fortsetzen wollen.

Dieses wollen heißt aber auch, und darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben, den Kampf auf der ganzen Linie wolle. Die Arbeiterschaft kann nicht den Zustand der Unwissenheit, daß sie nicht weiß, was sie mit dem Lohn, von heute morgen beginnen wird, nicht weiter ertragen. Wenn Industrie und Landwirtschaft, wenn der Groß- und Kleinhandel sich durch Kalkulation in fester Währung, durch Wiederbeschaffungspreis, Schlüsselzahl usw. gegen die Folgen des Zusammenbruchs unserer Mark und darüber hinaus sich sicherstellen, so kann die Arbeiterschaft unmöglich ertragen, daß diese Sicherstellung ausschließlich auf ihre Kosten geht. Sie befindet sich heute in einem Zustande wirtschaftlicher und seelischer Depression, die sich in tieferen Kämpfen entladen muß.

Diese Kämpfe werden aber nicht Verzweiflungsausbrüche einer feuerlosen, ihres Weges und Zieles ungewissen Masse sein.

Sondern der bewußte Kampf der größten Organisation der Welt, die ihre Kraft schöpft aus den Erfahrungen und Kämpfen eines halben Jahrhunderts. Und das gibt diesen Kämpfen die große Bedeutung.

Unsere Unternehmer sind vielleicht gute Rechner und im privaten Wirtschaftsleben tüchtige Geschäftsleute. Aber es fehlt ihnen jede geschichtliche und jede politische Tradition, jetzt hätten sie langst eingelenkt. Was in dem wirtschaftlich verlotterten Polen, was in dem verfallenen Oesterreich längst Tatsache ist, müßten unsere Unternehmer für Deutschland umgesehen. Was in Europa die jehovahistische Seite von der Welt ist, darin schämen die Unternehmer Deutschlands, die in ihrer Weise von einer widerwärtig wirkender Ueberheblichkeit sind, den Ruin der Welt.

Der Ruin der Welt, er ist da. Unsere verlotterte, auf Betrug angelegte Finanz- und Lohnpolitik, hat ihn uns gebracht. Die Masse des deutschen Volkes ist heute durch die Politik seiner Feinde ruiniert. Damit muß und wird jetzt endlich Schluss gemacht werden. Wenn es die Unternehmer zum Kampf kommen lassen, wird der Kampf entscheiden.

## Wer stellt Den Bahnschutz?

Eine Zeitschrift aus Baden, die der „W. a. M.“ zugeht, durch merkwürdige Zusammenhänge an. In dem Schreiben heißt es:

„Bahnschutz“. So lautet die Firma der Genossenschaft, die aus dem gelobten Lande der Bane zu ausgeht wurde als Sprengkollonne. Das Material auf den badischen Staatsbahnhof Windischlag der unterbrochenen Strecke Offenburg Appenweier war ihr Werk, das glücklicherweise nicht in der ganzen diabolischen Aufmachung zur Entfaltung kam. Wäre in ihrer Dominanz statt der einzigen Firingaschombe das volle Duzend der gelegten Explosivkörper losgegangen, dann würde vom ganzen Bahnhof kein Stein am Platze geblieben und das ganze Dorf zerstört worden sein. Im Abend vor sind im benachbarten Orte Neuchen des unbesetzten Gebiete sieben Herren, die sich anständig machten, festgenommen worden durch die badische Polizei. In ihren Reisetaschen befand sich Sprengstoff. Die Offiziere, Studenten und Arbeiter waren mit einer Menge Freifahrtsscheine für alle deutschen Bahnen ausgestattet von der Oberster Behörde und gaben sich als „Bahnschutz“ aus. Darauf sind sie in Karlsruhe freigegeben worden. In der Nacht geschah dann das Attentat. Des von den Franzosen mit Vandalen zwischen Straßburg und Offenburg befahrene Geleise war anderen Tags wieder im Betrieb.

Wenn man nicht annehmen will, daß die Festgenommenen ihre Freifahrtsscheine ebenso gefälscht haben, wie gewisse Obersterbehörden, dann entsteht die Frage: Wer stellt die Scheine aus? Welche amtliche Stelle trägt die Verantwortung dafür, daß das Sprengstoffgesetz systematisch übertreten werden darf? Und welche amtliche Stelle darf es wagen, die vom Reichsanwalt immer wieder betonte Linie des passiven Widerstandes so aktiv zu durchkreuzen?

## Devisen-Kurse.

Berlin, 4. Juli.

Ämtliche Devisennotierung an der Berliner Börse.

	3. Juli.	2. Juli.
Amsterdam	1 fl. 62848,50	62848,50
Briissel (Antwerpen)	1 Fr. 8054,50	8054,50
Kristiania	1 Kr. 25935,—	25935,—
Kopenhagen	1 Kr. 27790,—	27980,—
Stockholm	1 Kr. 42194,—	42094,50
Helsingfors	1 finn. Mk. 4389,—	4389,—
Rom	1 Lire 8362,50	8962,50
London	1 £ 708175,—	728175,—
Newyork	1 Dollar 159600,—	159600,—
Paris	1 Frs. 9501,—	9501,—
Zürich	1 Frs. 23079,50	23079,50
Madrid	1 Pesetas 22643,—	23642,—
Wien	100 Kr. 231,42	229,42
Prag	1 Kr. 4837,50	4817,50
Budapest	100 Kr. 1945,—	18,75

# Vermischte Nachrichten.

**Massen-Hamsterei.** Der Vorwärts berichtet aus Berlin: In den letzten Tagen hat ein riesiger Markt auf die Lebensmittelgeschäfte eingelegt. Schon am Sonntag früh waren in verschiedenen kleineren Geschäften die Bestände ausverkauft. Von allen Seiten liefen Bestellungen auf Lieferung neuer Waren ein. Besonders wurden Eier, deren Preis sich von Tag zu Tag erhöht hat, und bereits auf über 2000 Mk. gehoben ist, ungemein viel gefragt, ebenso Mehl und Getreide. Einzelne Personen laufen gleich im Werte von Hunderttausenden nur für den eigenen Haushalt, um den in den nächsten Tagen und Wochen zu erwartenden noch tieferen Preisen zu entgehen. Die Hamsterei war eine Folge des Monats- und Quartalschlusses mit den anschließenden Gehaltszahlungen. Mehrere der Beamtenfamilie, die ihr Gehalt auf drei Monate im Voraus erhält, jeder suchte seine augenblickliche starke Kaufkraft möglichst auszunutzen. Die Geschäfte gaben meist nach Wunsch ab, so daß zum Teil die Wenigbemittelten, die spärlich mühen, wie die Geschäfte ihnen die Lebensmittel in Massen vor der Nase wegkaufen.

Aus einem Berliner Kuppelquartier. In eines der übelsten Kuppelquartiere Berlins lebte ein Paar, das dem Schicksal gerecht Berlin war. Ein Mann, die gegen die 48 Jahre alte Venus war, der Frau Steinmaus, und die 21jährige Johanna Hallwachs aus Hamburg, waren gemeinschaftlichen Diebstahls verurteilt worden. Johanna Hallwachs schilderte dem Gericht, wie es in dem Kuppelquartier zugegangen sei. Sie war von ihren Eltern einer Beamtenfamilie in Hamburg, weggekauft, weil sie den „Tranz“ zur Ehefrau und „Hilf“ in sich fühlte. In Berlin habe sie „Hilf“ in einem Hotel am Spittelmarkt gewohnt. Als es ihr dort zu teuer wurde, hatte der Portier sie zu Frau Steinmaus vermittelt. Hier wurde das hübsche Kind sofort mit offenen Armen aufgenommen. Frau Steinmaus nahm sich ihrer mütterlich an, gab ihr freie Wohnung und Beköstigung, wofür sie sich im Hause nützlich machen mußte. Nachdem sie sich in das Vertrauen des jungen Mädchens eingeschlichen hatte, zeigte sie plötzlich ein anderes Gesicht. Aus ihrem großen Kleiderkasten nahm sie Kleider heraus, mit denen sie ihren Schilling als Badisch angestrichelt, mit ausgewählten Juwelen suchte sie ihr das Aussehen einer Schöne zu geben. Beide gingen dann Abend für Abend in Restaurants, wo die Bekanntschaft mit älteren Herren angeknüpft wurde. Johanna wurde als „Hilf“ bezeichnet und es wurde immer gelaut, daß das „Kind“ nicht so leicht aufzuziehen wäre und schon längst zu Bett liege, heute sei aber mal eine Ausnahme, denn es sei gerade ihr Geburtstag. Die Geburtstagsfeier wurde nach der Feststunde in der Pension Steinmaus fortgesetzt, wo sich dann das weitere anspielte. Eines Tages wurde auch auf diese Weise die Bekanntschaft eines Hamburger Juweliers gemacht, der am Morgen, als er aus dem Kuppelquartier aufbrach, die Bekanntschaft neben sich fand, gleichwohl aber auch seine goldene Uhr, Brieftasche und andere Schmuckgegenstände vermisste. In der Verhandlung gelangte auch ein Schreiben eines früheren Liebhabers der Steinmaus zur Verlesung. Dieser bekräftigte die Angaben der Hallwachs. In der Pension Steinmaus seien dauernd wüste Ausschereien von Herren und Damen vorgenommen worden. Den Wägen seien unerschöpflich viele für sich abgenommen worden. Frau Steinmaus habe es hauptsächlich auf verheiratete Männer abgesehen gehabt. Wenn diese bestohlen waren und mit der Polizei drohten, habe sie halb lächelnd gesagt: „Gewiß, ich rufe die Kriminalpolizei, aber wir wollen mal leben, was ihr Ehefrau sagen wird.“ Draußen behielten aber auf eine Abschiedsfeier, dann hatte Frau Steinmaus Verbrecher und Zuhälter an der Hand, die sich als Polizeibeamte ausgaben und ein Frevell antraten. Das Gericht über beide Angeklagte des gemeinschaftlichen Diebstahls für schuldig, verurteilte Frau Steinmaus zu 3 Jahren Gefängnis und die Angeklagte Hallwachs zu 10 Monaten Gefängnis.

Verantwortlich: Für Politik und Volkswirtschaft Dr. J. Leber; für Freistaat Lübeck und Neulittow Hermann Bauer; für Jüterbog Heinrich Steinberg. Verleger: Heinrich Steinberg. — Druck von Friedrich Kener & Co., Berlin, in Lübeck.

## Immer daran denken

muß die praktische Hausfrau, daß es um Neben vor Kindern, Blumen, Gärten usw. nichts Besseres gibt, als die weltberühmten echten Deitmann's Farben Marke Hahnskopf im Stern. Deitmann's Farbe wart den Farben.

## Drei Soldaten.

Roman von Jon das Passa.

Aus dem amerikanischen Manuskript überetzt von Julian Summers.

(Nachdruck verboten. Der Malik-Verlag, Berlin.)

38. Fortsetzung.

Er stand in einem Hause mit einer Granate, in jeder Hand. Die plötzliche Einsamkeit erschreckte ihn wieder. Vor dem Hause war der Lärm der Maschinengewehre, der manchmal plötzlich von dem Bersten der Granaten unterbrochen wurde. Er sah auf den roten Fußboden und auf das Bild einer Frau, das an der Wand ihm gegenüber hing. Er war in einer kleinen Küche. Im Herd brannte etwas Feuer, irgendwas kochte in einem schwarzen Topfe. Christfield ging auf den Boden hinüber und sah hinein. Auf dem Grunde des kochenden Wassers sah er einige Kartoffeln. An anderen Ende der Küche war zwischen zwei zerbrochenen Stühlen eine Tür. Christfield kroch hinüber. Die Ziegel erschienen ihm unter den Füßen zu schwinden. Er legte den Finger auf das Schloß und machte es plötzl. Er hielt den Atem an und stand eine Zeit lang auf die Tür lehnend. Dann zog er sie auf. Ein junger Mann mit blondem Haar sah am Tische, den Kopf in den Händen. Christfield fühlte Freude in sich aufsteigen, als er sah, daß die Uniform des Mannes grün war. Sehr fühlte er die Granate eine Sekunde in der Hand. Dann wartete er sie. Er selbst sprang mit einem Satz in die Mitte der Küche zurück. Der blondhaarige Mann hatte sich nicht bewegt. Seine blauen Augen starrten noch gerade vor sich. Auf der Straße traf Christfield auf einen großen Mann, der tief und tief. Der Mann hielt seinen Arm triumphal fest und sagte: „Der Train rückt nach!“

„Welcher Train?“  
„Unser! Wir müssen laufen, damit er uns nicht einholt!“  
Er leuchtete nach Luft. Rote Flecken waren auf seinem Gesicht. Sie liefen zusammen die leere Dorfstraße hinunter. Im Vorbeilaufen sahen sie den kleinen rothaarigen Leutnant, der gegen eine weißgemauerte Wand gelehnt stand, seine Beine waren eine Masse von Blut und zerrissenem Zeug. Er sahie unaußhörlich mit schriller, desirierender Stimme, die sie noch weit die offene Straße hinunter verfolgte. „Wo ist die Artillerie? Ich will das wissen! Wo ist die Artillerie?“

Die Wälder waren grau und naß in der Dämmerung. Christfield fand sich auf dem Blätterhaufen, auf dem er geschlafen hatte. Er übte sich benommen vor Kälte und Hunger, einsam und verlassen. Rings um ihn waren Leute aus anderen Divisionen. Ein Hauptmann mit einem mächtigen Schnurbart ging auf und ab, in eine Decke gewickelt, auf der Straße, gerade hinter eine Gruppe von Bäumen. Christfield hatte ihn beobachtet, wie er hin und her ging, hin und her hinter den nassen Stämmen der

Bäume, seitdem es hell geworden war. Er stampfte mit den Füßen die leuchten Blätter, dann ging er weg von dieser Gruppe. Niemand schien es zu beachten. Die Bäume schlossen sich hinter ihm. Er konnte nichts sehen als feuchte, graugrüne Bäume und die gelben Blätter, die ihm in jeder Richtung die Aussicht verwehrt. Er wunderte sich dumpf, warum er gerade in dieser Richtung marschierte. Irgendwo im Untergrund seines Bewußtseins war der vage Gedanke, seine Kompanie zu finden. Sergeant Higgins und Andy und Judkins und Small — was wohl aus ihnen geworden sein mag? Er dachte an die Kompanie, wie sie zum Essen aufmarschiert war und an den Geruch fettigen Ösens, der aus der Feldküche aufstieg. Er war entsetzt hungrig. Er hielt an und lehnte sich gegen den moosbedeckten Stamm eines Baumes. Die leichte Wunde in seinem Bein hämmerte so, als ob alles Blut seines Körpers dort hinab treibe. Jetzt, da seine röhrenden Tritte aufgehört hatten, war der Wald absolut still und ruhig, nur manchmal tropfte Tau von den Blättern und Zweigen. Er strengte seine Ohren an, um irgendein anderes Geräusch zu hören. Dann bemerkte er, daß er einen Baum anstarrte, der voll kleiner, roter Holzpilze war. Er pilzte eine Handvoll gierig. Aber sie waren hart und leuer und schienen ihn noch hungrier zu machen. Der laute Gehmaß in seinem Wunde machte ihn müde und ärgerlich. Er trat gegen den dünnen Stamm des Baumes, während ihm Tränen des Schmerzes in die Augen traten. Er fluchte laut in einem weinerlichen Singang, er marschierte er ab durch den Wald, die Augen auf den Boden gehend. Zweige peitschten ihn bössartig ins Gesicht. In hängenden Ästen verding er sich; doch er zwang sich vorwärts. Er ließ halpette er gegen irgendwas Hartes, das zwischen den Ästen lag. Er hielt an und sah erschreckt um sich. Zwei Granaten lagen gerade unter seinem Fuß, und ein wenig weiter sah ein Mann mit offenem Munde gegen einen Baum gelehnt. Christfield dachte zuerst, er schlafe, weil seine Augen geschlossen waren. Er sah die Granaten fortgänglich an, dachte sie dann in die Tasche, schaute zu dem Manne hinüber, der zu schlafen schien und marschierte weiter. Dann betrat er einen anderen Weg im Walde, an dessen Ende er Sonnenlicht sehen konnte. Der Himmel über ihm war voll schwerer purpurner Wolken, die hier und da gelblich geprägt waren. Wie er im Sonnenlicht marschierte, dachte er, er hätte sich doch die Taschen des Mannes, der dort an dem Baum gelehnt lag, ansehen sollen. Er fand einen Augenblick still, zögernd, dann begann er wieder weiter in der Richtung auf das Sonnenlicht zu marschieren. Irgendwas glitzerte in dem unregelmäßigen Durcheinander von Sonne und Schatten. Ein Mann lag da, auf dem Boden, die Hände über die Augen gehalten, so daß man den kleinen goldenen Streifen seiner Wäse im Sonnenlicht sehen konnte. Christfields erster Gedanke war, daß der vielleicht etwas zu essen bei sich habe. „Leutnant!“ rief er, „wollen Sie, wo man was zu essen kriegen kann?“

Der Mann hob langsam den Kopf. Christfield zitterte über und über, als er das weiße, hässliche Gesicht von Anderson sah.

sein unrasierter Bart stand sehr schwarz auf seinem verengten Kinn. Eine große Wunde mit geronnenem Blut, die sich von den Augenbrauen über die Nase bis in die Ecke des Mundes erstreckte, ließ sein Gesicht wie einen Klumpen erscheinen.

„Gib mir etwas Wasser“, sagte Anderson mit schwacher Stimme.

Christfield gab ihm keine Feldflasche schweigend. Er bemerkte, daß Andersons Arm in einer Schlinge lag und daß er gierig trank und das Wasser über sein Kinn und seinen Arm goß.

„Wo ist Oberst Evans?“ fragte Anderson mit schwacher Stimme.

Christfield antwortete nicht und sah ihn mit dumpf an. Die Feldflasche war ihm aus der Hand gefallen und lag auf dem Boden vor ihm. Das Wasser glitzerte im Sonnenlicht, wie es durch die rotbraunen Blätter fiel. Ein Wind hatte sich erhoben und rauschte in den Bäumen. Ein Schauer gelber Blätter fiel ringsum herunter.

„Zuerst warst du Korporal, dann Sergeant, und jetzt Leutnant“, sagte Christfield langsam.

„Sag mir lieber, wo Oberst Evans ist. Du mußt das wissen! Er war vor einiger Zeit da oben an der Straße irgendwo“, sagte Anderson und versuchte aufzustehen.

Christfield ging weg, ohne zu antworten. Seine Hand lag kalt um die Granate in seiner Tasche. Er ging langsam und blühte auf seine Füße.

Plötzlich bemerkte er, daß er sie abgezogen hatte. Er strengte sich an, sie aus der Tasche heraus zu bekommen. Sie lag in der engen Tasche fest. Sein Arm und seine kalten Finger, die die Granate umklammerten, schienen paralysiert zu sein. Dann durchströmte ihn warme Freude. Er hatte sie gefunden.

Anderson war aufgefunden, schwanke hin und her, vorwärts und rückwärts. Die Explosion ließ den Wald erzittern. Ein dicker Regen gelber Blätter kam herunter. Anderson lag flach am Boden, so flach, als ob er in die Erde eingesenken sei.

Christfield zog auch die andere Granate ab und warf sie mit geschlossenen Augen. Sie platzte zwischen den dicken, frischgefallenen Blättern.

Ein paar Tropfen Regen fielen. Christfield ging weiter, schnell, mit einem Gefühl von Wärme und Stärke. Der Regen schlug ihm hart und kalt gegen den Rücken. Er marschierte, mit den Augen auf dem Boden. Eine Stimme in fremder Sprache hielt ihn an. Ein Mann in perfekter grüner Uniform mit einem Bart, der von Schweiß klumpig war, stand vor ihm mit erhobenen Händen. Christfield brach in Lachen aus. „Kommt“, sagte er, „komm!“ Der Mann blätterte vor ihm her. Er zitterte so, daß er fast bei jedem Schritt fiel. Christfield gab ihm einen Trit. Der Mann schloß weiter, ohne sich umzudrehen. Christfield trat ihm wieder, schüttelte das Rückgrat des Mannes und das weiche Fleisch seiner Schenkel an seinen Beinen bei jedem Trit. Er dachte die ganze Zeit so, daß er kaum gehen konnte, wo er hinging.

(Fortsetzung folgt.)



## Freistaat Lübeck.

Mittwoch, 4. Juli.

### Der Klassentod.

Im Klassenstaat ist nicht nur durch das Leben der Menschen eine scharfe Trennungslinie gezogen, indem er den einen im Überflusse gibt, was er den andern an Lebensnotwendigem vorenthält — im Klassenstaat ergreift auch der Tod Partei.

Wohl rettet kein Mittel und kein Amt vor seinem unerbittlichen Spruch und selbst Kronen und Purpurmützel stiften ihm keinen Respekt ein. Niemand kann sich außerhalb des ehernen Naturgesetzes stellen, daß alles, was lebt, auch dem Tode verfallen ist.

Aber der Tod trifft nicht alle Menschen gleichmäßig. Sein Erntes ist kein wahlloses. Der Tod geht vielmehr unterschiedliche Wege: er hält in der Hitze des Armes öfter Einkehr als im Palast des Reichen.

Wiederholt ist auf diese Erscheinung hingewiesen worden. Am eindringlichsten wohl von den beiden Schweizer Professoren Alfredo Ricoforo und Edgar M. H. Hand. Beide haben den unterschiedlichen Wegen des Todes nachgehört und Mithard sagte einmal das Ergebnis seines Forschens in den ebenjo erhellenden wie anlagenden Satz zusammen: „Die verschiedenen sozialen Klassen haben kein gleiches Recht in Fragen der Gesundheit und des Lebens. Sie sind auch vor dem Tode nicht gleich.“

Tatsächlich zeigt die von Mithard beigefügte Statistik, daß auf 10 000 Personen im Alter von 20 und 25 Jahren entfallen: 121 Todesfälle auf selbständige Männer und Frauen, 142 Todesfälle auf Beamte und Angestellte, 148 Todesfälle auf Arbeiter und Arbeiterinnen.

Scheidet man also in Reiche und Arme, so kommen 121 Todesfälle auf die Reichen, dagegen 290 Todesfälle auf die Armen.

Zu gleichen Ergebnissen gelangte auch eine Untersuchung, die der Inspektor des Gesundheitswesens der Stadt Brüssel, Dr. Ganssens, vor dem Kriege in dieser Stadt angestellt hat. Danach beträgt die Sterblichkeitsziffer: 12 auf 100 bei den Reichen, 30 auf 100 bei den Wohlhabenden, 58 auf 100 bei den Armen.

Zwischen 20 und 50 Jahren starben: 19 auf 100 bei den Reichen, 34 auf 100 bei den Wohlhabenden, 47 auf 100 bei den Armen.

Ungefähr dasselbe Bild zeigt die Statistik, die die Personen von rund 70 Jahren umficht.

Eine weitere ergreifende Bestätigung dieser Erscheinung liefert jedoch der in Paris erscheinende „Quotidien“. Dieses Blatt hat die in der Zeit von September 1922 bis März 1923 eingetragenen Todesfälle in den einzelnen Bezirken der französischen Hauptstadt zusammengerechnet und errechnet, daß auf je 10 000 Einwohner entfallen: 4,36 Todesfälle im Bezirk Champs-Élysées, 4,97 Todesfälle im Bezirk Porte Dauphine. Dagegen bewegt sich die Sterblichkeitsziffer in den Arbeitervierteln durchweg auf doppelter Höhe und in den Bezirken Sante Belleville und Salpêtrière kommen auf 10 000 Einwohner in derselben Zeit 10,40, 11,15 bzw. 12,98 Todesfälle. Es zeigt sich also, daß die Bewohner der Arbeiterviertel einen zwei- und dreifach höheren Tribut an den Tod zu entrichten haben als die Bewohner der Villenviertel.

Die Erklärung dieser Unterschiedlichkeit des Todes ist un schwer zu erraten. Sie liegt neben den Berufsgefahren der Arbeiter, in der unterschiedlichen Ernährung. Das Einkommen reicht nicht aus, auf die Dauer die Kräfte zu erneuern, die der Arbeiter täglich veranschlagen muß, ganz abgesehen davon, daß er von Geburt an schon körperlich gegenüber dem Kind des Reichen benachteiligt ist und nie in den Genuss jener Pflege kommt, die diesem immer zu Teil wird. Zu diesen Nachteilen tritt verhängend die Unterschiedlichkeit der Wohnung. Die meisten Arbeiter der Großstädte sind zeitweilig in dumpfe Löhner verbauert, zu denen weder Luft noch Licht Zutritt haben. So ist das unersättliche Sterblichkeitsverhältnis bei Reichen und Armen selbst eine nicht zu überhörende Infrage gegen den Klassenstaat. Einwandfrei geht aus der Statistik hervor, daß er keine Sparsamkeit mit dem Leben der Armen kennt und nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden täglich zwei- und dreimal so viel Arme dem Tod ausliefert als Reiche. I. G. B.

Die Gebühren für die freien Schwestern und Pflegerinnen Lübecks betragen von nun ab für: Tagpflege 12 000 M., Tag- und Nachtpflege 14 000 M., Nachtpflege 14 000 M., Stundenpflege 5000 M. Die nächste Zusammenkunft findet am 6. August, 4 Uhr, im Wohlfahrtsamt statt.

F. Postbeamtenversammlung. Am Montag sprach Genosse Dr. Leber in einer Versammlung der allgemeinen Postgewerkschaft, Ortsgruppe Lübeck, über wertbeständige Löhne und Gehälter. Er behandelte u. a. auch das wertbeständige Spar- und Bankkonto. Reicher Beifall wurde dem Redner zuteil. Ein Beweis, daß sich die in der allgemeinen Postgewerkschaft organisierten Postbeamten ihrer Aufgabe als freie Gewerkschaft bewußt sind.

Die ersten 500 000-Mark-Scheine sind von der Reichsdruckerei der Reichsbank übergeben worden. Für den Fall, daß die Reichsbank an den neuen Banknoten keine redaktionellen Veränderungen mehr vorzunehmen hat, werden die ersten Halbmillionenscheine in den nächsten Tagen dem Verkehr übergeben. Noch im Juli werden aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Aluminium-Tausender zur Ausgabe gelangen. Sie sind um einige Millimeter größer als die 500-Mark-Scheine; die Wertangabe ist aber nicht in Ziffern, sondern lediglich in Buchstaben erfolgt. Sonst gleichen sie in ihren Verzierungen den anderen Stücken.

Arme Raucher. Der Reichsverband deutscher Zigarrenhersteller schreibt: Die Zigarettenproduktion der letzten Wochen hat den Preis ausländischen Tabaks und den Wert des Rohstoffes, in Papiermarkt ausgedrückt, außerordentlich gesteigert. Für inländischen Tabak werden notgedrungen ebenso erhöhte Preise gezahlt. Die Löhne sind erst vor wenigen Tagen um 110% gesteigert worden, wobei zu bemerken ist, daß die Lohnabnahme nur bis zum 7. Juli gültig ist. Infolge aller dieser Beschreibungen ist eine einfache Zigarette mit einem Stückgewicht von etwa 6 Granat nicht mehr unter 1500 bis 1800 Mark Kleinverkaufspreis für das Stück herzustellen. Dabei müssen irgend welche Ansprüche an die Farbe der Zigarette oder an die Verpackung und Ausstattung nicht gestellt werden.

Wadentank Falkendamm. Die Wasserwärme betrug heute früh 11 Uhr 17½ Grad, die Luftwärme 21 Grad.

### Neue Lügen.

Mit angeblichen Menschen irgend einen Streit auszutragen, ist schon die Journalistenpflicht. Daß man auch mit unangenehmen Menschen die Klinge kreuzen muß, ist eine Nachseite unseres Berufs. Und für jeden Journalisten, der seinen Beruf liebt und achtet, eine Qual. Oft kommt für den ehrlichen Kämpfer in solchem Kampf dann der Augenblick, wo er sich angewidert und angeekelt wendet und dreimal ausruft mit einem entsetzten: **Plut Zeuse!**

Für mich ist dieser Augenblick jetzt gekommen. Mit „Journalisten“ vom Schlage des Herrn Knie werde ich mich nicht mehr herumschlagen. Es gibt in der Einkörperung der Menschen, mit denen man zu tun hat, eine untere Grenze. Diese Grenze ist für mich überschritten.

Mit neuen, noch schamloseren Lügen, die nur bürgerlicher Klatsch und bedenkenlose Zutragereien sind, oder gar einfache Phantasiegeschichten eines durch Mut und Haß verdunkelten Gehirns, verläßt der heutige „General-Anzeiger“ seine kalklosen Schwindeleien von gestern umzubiegen und zu rechtfertigen.

Herr Knie muß ja wissen, wie weit er in der blutigen Verhöhnung seiner Gemeinde gehen kann. Mich geht das nichts an.

Ich habe, um auch den kleinsten Irrtum auszuschließen, mit mehreren Augenzeugen gesprochen. Auch mit der Schwarzwauer Polizei, deren Leiter während der ganzen Vorgänge bei Geertz Hotel mit mir zusammen war, habe ich Rücksprache genommen.

Ich schloß mich nach den ersten Vorfällen der Zuzugleitung an. Die Spitze des Zuges zog an Geertz Hotel vorbei — erst die Masse des Zuges blieb stehen. Und alle unsere Bemühungen, den Zug nach dem Riefenruf weiterzuführen, waren vergeblich. Darauf lachten wir mit der Polizei zusammen die beiden streitenden Parteien auseinander zu bringen. Während dessen ist im Garten des Hotels auch nicht ein Stuhl oder Tisch zertrümmert worden.

Als ich endlich den Führer der Gegenseite erreichen konnte, war es höchste Zeit. Wir haben uns zu dem einen Zweck geeinigt, weiteres Blutvergießen unter allen Umständen zu vermeiden.

Dabei habe ich ihm nur ein Ehrenwort gegeben: dafür zu sorgen, daß der Zug für sich geschlossen entferne. Und als letzter verließ ich den Platz! Irgendwelche Verprechungen über die Zähne zu machen, habe ich ausdrücklich abgelehnt.

Wer gegen diesen klaren und von allen Seiten bestätigten Tatbestand halboffene und unbeweisbare Lügen vorbringt, den zeige ich der Scham- und gewissenlosen Heuchelei! Und der verantwortungsvollsten Verlogenheit!

Danach erkläre ich, daß mein ganzer Bericht von Anfang bis Ende objektiv richtig ist. Und weiter erkläre ich, daß ich alle meine gestrigen Feststellungen von der verlogenen Berichterstattung der bürgerlichen Blätter aufrecht erhalte.

Insbesondere kann ich erklären: Ich hatte im Zug nie die Führung, sondern marschierte hinter unserer Lübecker Parteiführer mit den Genossen Weiß, Wolfradt usw. im letzten Drittel des Zuges. Ich weiß auch heute noch nicht, durch welche Straßen der Zug gehen sollte, und ob das irgendwie geändert wurde. Stoftrupps habe ich und auch die andern Zugteilnehmer nicht gesehen; auch keine schmalen roten Zeugstreifen.

Ob Herr Knie sich diesen Schuß ansehen mag, das muß ich ihm überlassen. Und ebenso muß ich das dem freien Willen des Herrn Th. von den neuesten Nachrichten überlassen, der den traurigen Mut aufbringt, zu schreiben, ich sei nach Schwartz gezogen, um dafür zu sorgen, daß eine Schlägerei entsteht!

Es gibt aber Leute, die nicht einmal nach Schwartz zu gehen brauchen, um sich lächerlich zu machen. Sie können das ebenso gut zu Hause, weil sie immer lächerliche Figuren sind. Von so kleinem Format allerdings, daß sie einen Cervantes nicht einmal im Schlaf reizen könnten.

Dr. L.

### Bürgerchaftsvorlagen.

Eine Veränderung des Pfandleihgesetzes beantragt der Senat bei der Bürgerchaft. Bisher darf sich der Pfandleiher an Zinsen monatlich 3 v. H. der Darlehensbeträge bezahlen lassen. Außerdem kann er an Lager- und Schreibgebühren, sowie Versicherungsgebühren, insgesamt 3 v. H. des Darlehens, mindestens aber 30 Pfg. verlangen.

Das Pfandleihgeschäft erfordert in Anbetracht der Preissteigerung aller Sachwerte erhebliche Kapitalien, die der Pfandleiher aus eigenem Betriebskapital nicht mehr aufzubringen vermag. Er ist daher gezwungen, Bankkredite in Anspruch zu nehmen, für die er heute besonders hohe Zinsen aufbringen muß. Andererseits muß er die Möglichkeit haben, die in den Pfändern liegenden Gelder schneller als bisher umzuwehnen, um mit der Geldentwertung fortzuschreiten zu können und von den Banken unabhängiger zu bleiben. Ein Ausgleich würde nur durch Erhöhung der Zinsen und Gebühren sowie durch Abkürzung der Verfallszeit herbeizuführen sein. Auf die bislang ihnen zustehenden Lager- und Schreibgebühren legen die Pfandleiher keinen Wert. Dagegen haben sie den Wunsch, daß ihnen gestattet werde, außer den Versicherungsgebühren die Kosten für den Verkauf der Pfänder den Verpfändern zu berechnen. Die Pfandleiher stellen daher beim Senat den Antrag, die Zinsen auf 10 Proz. der Darlehenssumme für den Monat, berechnet von 3 zu 3 Monaten, zu erhöhen. Ferner soll Barograph 3 des Lübecker Pfandleihgesetzes nach dem Hamburger Gesetz geändert und die Verfallszeit der Pfänder wie in Hamburg abgeändert werden.

Voranschlag der öffentlichen Wohltätigkeitsanstalten. Die Stiftungsbehörde hat den Entwurf des Voranschlags der öffentlichen Wohltätigkeitsanstalten für das Rechnungsjahr 1923 überreicht und bemerkt dazu, daß die einzelnen Anträge durch die Marktverschlechterung bereits wieder überholt sind. Beim St. Johannis-Krankenhaus konnte durch Einführung der Kornpaß für Landereien und die zu erwartenden erheblichen Erträge aus den Forsten eine vollständige Deduktion der Ausgaben ins Auge gefaßt werden, obgleich die Ausgaben gegenüber dem letzten Voranschlage um rund 3,4 Millionen Mark angewachsen sind. Die Steigerung der Ausgaben entfällt hauptsächlich auf die Erhöhung der Zuwendungen an die Stiftungen mit 1,4 Millionen Mark und auf die Steigerung der Gehälter für die Beamten und Hausangestellten mit rund 1,8 Millionen Mark. Ebenso wie beim St. Johannis-Krankenhaus wird der Etat des Heil-Geist-Hospitals fast ausschließlich durch die Einnahme aus dem Grundbesitz und durch die Ausgaben für Gehalte

## Der Glückliche.

Legende von Gustav Müller-Roff.

In seinem köstlichen Märchenbuch sag der Rast Omar krank. Zwischen den Mosaikeisen, um die stierlich gewordenen Säulen spielte nur gedämpft ein rieselnder Rest des Sonnenlichtes, das grell auf dem Steinhaufen der prallweißen Stadt kostete und draußen vorm Tor die arme magere Steppe mit stehender Hitze besengte. Omar sah nicht, wie auf gelbem Eisenblech und steinfarbenen Steinchen das dämmrige Licht spielte: blaue Öder stelen müde über die Augen des Herrn. Eine Hand streifte, angewidert, die goldene Platte mit den Lederriemen beiseite, die knieend eine schneidende Skavin ihm darbot. In seinem Leibe wühlte ein schmerzlicher Schmerz, den er mit Schmänen und Liebeslügen großgezüchtet hatte, der ihn fraß und der nun mordigartig an seinem Leben nagte. Omar presste die Hand, die einst das ebelsteinbesetzte Schwert geschwungen und das feinstückige Roh am Leberriemen gelenkt hatte, auf den gepolsterten Leib und schloß: „Auf mit der Axt!“ Quakts wie ein Kästchen, weich wie eine Schlange, schlüpfte das holde Kind hinaus.

Die Dhand Omars kundigster Arzt, schritt langsam über die gemauerten Marmorplatten. Omar hörte den schlängelnden Gang des Greises zwischen dem träumerischen Verleumdungen des Springbrunnens und warf ihm aus weidlichen Teppichen und langhaarigen Pelzen den stehenden Leib entgegen. Der Arzt horchte, tastete vorsichtig. Nachdenklich strich seine rutzige Hand langsam den langen, weißen Bart.

„Was wird mich heilen“, rief Omar.

„Das Hemd eines wahrhaft Glücklichen“, entgegnete zögernd der Arzt, „vermöchte vielleicht deiner hohen neue Kräfte einzuschleusen, um die dunkle Gewalt zu überwinden.“

„Rufe mir die Wache“, rief, neuer Hoffnung voll, Omar.

Der Greis verneigte sich tief und entwandte.

Durch die Gassen der Stadt liefen Jussuf und Ali, die Leibwächter des Herrn, in leichtfüßigen Sprüngen. Im Bazar der Goldschmiede hielten sie vor der Verkaufsbude des reichen Mohamed ben Hassan federnd still und befehlen ihm, eilig zu ihrem Herrn zu kommen. Sie schlugen unbarmherzig auf den Gel, der den reichsten Mann der Stadt, geduldig krippelnd, zum Rast Omar lag.

Die Stirn des Händlers berührte den Boden vor dem Beherrschter der Glückigen.

Omar sagte: „Du bist glücklich, Goldschmied, gib mir dein Hemd.“

Mohamed ben Hassan verneigte sich und sagte: „Herr, ist dein Schiff mit Gold aus Orie glücklich im Hafen eingelaufen?“

„Über weshalb nennst du mich glücklich?“

„Ach“, seufzte Omar, „er hat noch Wünsche, dein Hemd kann mich nicht heilen.“ Jussuf und Ali, wachte mit einem wünschlos Glücklichen.

Jussuf und Ali ergriffen in der Gasse der Teppiche den Seidenhändler Gulgel, den ewig Wäselnden, mit dem Mondgestalt und Sonnenband. „Laßt mich los“, rief er, „ein Dieb ist in ein Gewölbe eingebrochen, und hat mir drei Ballen gestohlen — ich muß ihn aufspüren.“ Einen Ballen Samt, einen mit Gaze, einen mit Seide.“ Sie ließen ihn und lachten, wie er sich fortlugelte.

Tief neigten sich die beiden vor dem Bezirger, dem klugen Kämpfer des Herrn, und fragten, ob Sorgen ihn drückten.

„Mein Sohn liegt im Fieber“, flüsterte der Staatsmann, „tretet losse auf, eben ist er eingeschlummert.“

Auf den Zehenspitzen verließen sie das Haus.

Neben der Moschee, im frommen Häuschen, fanden Jussuf und Ali den Priester, den gottergebenen, jammernnd über einen Defekt, der in seinen schönen heiligen Koran geraten war. Und sie gingen, ohne um sein Hemde bitten.

Jussuf und Ali kehrten zu ihrem Herrn, dem Rast Omar, und sagten: „Herr, wir fanden keinen Glücklichen. Aber dürfen wir mit unserem Hemde nicht dienen? Deine Gnade hat uns hoch beglückt. Wie gerne möchten wir dir gefällig sein, Herr!“

Omar sagte: „Ihr seid makere Knechte. Und wie kann ich dir vergelten für dein Hemde?“

Jussuf fiel ihm zu Füßen: „Herr, wenn du mich wollest zum Hauptmann deiner Leibwache machen.“

Omar fragte weiter: „Und du, Ali?“

Ali küßte den Saum seines Teppichs. „Herr, schenke mir die kleine Skavin Fatma. Ich liebe sie.“

Omar lächelte wehmütig über sehr gelbliches, schmerzgefaltetes Gesicht und sagte: „Auch ihr beide habt Wünsche. Was helfen mit eure Hemden? Aber geht noch einmal aus, du Hauptmann Jussuf, und du, Ali, Besitzer der kleinen Fatma, und bringt mir einen wünschlos Glücklichen. Und kamt zurück.“

Im Abend, müde vom Tage des Suchens und verstaubt vom Gang aller Gassen, traten Jussuf und Ali vor das Tor der Stadt, um in die untergehende Sonne zu blicken, die fern zwischen edlen Palmen ruhte wie ein goldner Ball. Da hörten sie aus einer Mauernische ein Summen, halb Singen, halb Grunzen. Ein Derwisch hatte sich dort auf Kamelsattel ein Nachtlager bereitet, ein Wandermönch, und freute sich mit einem Abendsied über die späte Sonne und die linde Nacht.

„Ali“, sagte Jussuf, „solte dies nicht unser Gesühter sein?“ Und sie traten zu dem Zerklumpten und bemerkten, daß er von Schmutz und Schwären bedeckt war und nur noch einen Arm hatte.

Und voll Mitleid gab ihm Ali einen goldenen Fingerring. „Nimm, Alter.“ Und sein Gefelle fügte ein Goldstück hinzu: „Kauf dir, was du bedarfst, Kind Gottes.“

Der Bettler schüttelte bedächtig den verwirrten Kopf, dessen Turbanlappen die Grauhaare lässig loslieh: „Was soll ich mit Gold? Ein frommes Mest gab mir einen alten Stoffladen. Das genügt. Aber laß mich auch etwas helfen, gute Herren.“

„Komm zum Rast Omar, daß er dich heile und koste.“

„Wozu, ihr Brüder?“ Ich bedarf nichts. Aber ich werde für euch zu Allah beten, dem Allgütigen.“

„So gib uns dein Hemd, heiliger Mann.“

„Ein Hemd? Was sollte mir ein Hemd, ihr Glückigen? Mir genügt dieser alte Mantel. Und er deckt die nackte Brust auf und lachte mit seinem zahmlosen Munde.“

Jussuf und Ali erzählten dem Rast Omar die Geschichte des Bettlers. Und Omar, der stolze Beherrscher der Glückigen, kehrte sein Gesicht zur Wand, schloß die Lider und schlug die inneren Augen auf zu Allah, dem Wunsch aller Wünsche, bereit, einzugehen zum Frieden allen Friedens.

### Rosa, das Kamel.

Victor Unbartin, der beliebte Journalist des „S. L.“ erzählt in seinem Blatt folgende heitere halbköche Schurke.

Der Zoologische Garten in Halle besitzt ein weibliches Kamel, das Rosa heißt, und das der Stolz und die Freude von ganz Halle ist. Sonntags nachmittags gehen die Hallenser in den Zoologischen Garten, um das Kamel Rosa zu besuchen; und dann erzählt der Vater seinen Kindern von den Tugenden dieses Tieres.

Das Kamel, so spricht der Vater, lebt fast nur von Wasser. Und wenn kein Herr in der Wüste Durst hat, so trinkt das Kamel hin und läßt sich von ihm den Bauch aufschneiden, damit er das in dem Bauch befindliche Wasser trinken kann.

Kein Tier, so fährt der Vater fort, kein Tier in der ganzen Welt ist so genügsam wie dieses Tier, das ja gerade wegen seiner Genügsamkeit Kamel genannt wird.

Das war nun alles schön und gut.

Aber da mußten die Hallenser jetzt plötzlich ganz merkwürdiges über ihre Rosa hören: Rosa ist von einer Berliner Filmgesellschaft engagiert worden, und bekommt für die Stunde 100 000 Mark. Mehr als je ein Einwohner von Halle, der Oberbürgermeister nicht ausgenommen, für die Stunde bekommen hat.

100 000 Mark die Stunde, großer Gott! Und das ist nur das genügsamste Tier der Welt. Aber wer ist noch genügsam geblieben in dieser seltsamen Zeit!

Neil wir gerade von Kamelen reden: auch ich sollte einmal im Film auftreten. Ein Regisseur hatte bemerkt, daß ich in meinen Lügen und meiner ganzen Art etwas von einem Bibot habe; deshalb bot er mir in einem Borgia-Stück die Rolle eines Bischofs an und schlug mir ein Honorar von 150 Mark für den Tag vor.

Selbstverständlich sagte ich freudig zu; aber nachher ist doch nichts daraus geworden. Ich vermutete, daß der Regisseur sich hinterher über seinen Honorarvorschlag geärgert hat. Aus meiner Freude hatte er gemerkt, daß er mich noch billiger hätte haben können.

